

Kaum je zu brechen

Schwarze Milchzahnreihe: Drei Filme aus der Kinder- und Jugendsektion des Festivals

Von Anja Röhl

Kinder hätten keinen Respekt und Anstand mehr, heißt es überall. Sie seien frech und anstrengend, unsportlich, könnten weder schreiben noch lesen und müßten von Erwachsenen mal richtig hingebogen werden. Seltener geht es darum, daß Kinder sich unter Bedingungen durchschlagen, für die sie nichts können, und dabei oft viel Kraft auf ihre Eltern verwenden. Umso eindrucksvoller ist diese Sicht der Dinge in der Kinder- und Jugendsektion der Berlinale gestaltet.

Im iranischen Film »Bad o Meh« (Wind und Nebel) verstummt ein Junge auf der Flucht vor Bomben und brennenden Ölfeldern, findet Trost beim Großvater. Erst die Verletzungen einer kleinen Wildgans, die ihn an seine Mutter erinnert, bringt ihn zurück in die Welt. In der Erinnerung kann der gefangene Schmerz befreit werden. Bilder von einzigartiger Naturschönheit werden gegen Krieg und Ölbrände gesetzt.

Um die Erinnerungen eines Jungen geht es auch in »El Chico que Miente« (Der Junge, der lügt) aus Venezuela. Er reist die Küste entlang, sagt, er sei 13 und suche seine Mutter – seine Antworten klingen auswendig gelernt und machen die Leute mißtrauisch. Eindrucksvoll die kaputten Hochhäuser im Schlammlawinengebiet, in denen die Reise des Jungen begann: Menschen in riesigen Ruinenstädten, Betonplatten schweben an lockeren Eisendrähnen. Die Erwachsenen laufen herum wie Zombies. Immer noch suchen sie im Schlamm nach Überresten von Angehörigen und deren Hausständen. Eine Szene wie aus einem Science-Fiction-Film.

Am Ende findet der Junge »die Frau, die die Austern verkauft«, und wird nicht erkannt. In einer unreal anmutenden Szene hängt er eine rote Kette aus den Ruinen seines Elternhauses an den Nagel ihres Verkaufstisches und geht.

Großartig ist die polnisch-japanischen Koproduktion »Jutro będzie lepiej« (Morgen wird alles besser). Zu Beginn rasen Kinder mit den Händen voran durch die Schwingtüren eines Bahnhofs. Man spürt förmlich die kalte Zugluft auf der Haut. Hell treten die Figuren aus dem Dunkel, Brauntöne erinnern an Rembrandt, zwei Jungs rennen zu ihrem Schlafplatz, einer Bank. Der ältere, Vasja, mag elf sein. Er schläft oben. Dem jüngeren, Petya, bleibt eine Pappe auf dem Boden. Die Kamera zeigt seinen Blick durch die Strebene der Bank rauf zum Bruder.

Es ist Nacht. Im spärlichen Licht der Bahnhofslampen gibt es Streit um eine Kippe, die Petya raucht. Beide lachen. Eine schwarze, zum Teil abgebrochene Milchzahnreihe wird sichtbar. In einer Großaufnahme saugt Petyas Mund an der Kippe wie an einer Süßigkeit, sein helles Lachen geht einem durch Mark und Bein.

Schlafen ist nur als kurzes Dämmern möglich, Petya muß auf der Hut sein. Sein Bruder will ohne ihn abhauen, mit einem älteren Jungen. Als es soweit ist, läuft der Kleine ihnen im Dunkel über Gleise hinterher: »Vasja, nimm mich mit!« Es folgen kunstvolle Standbilder: Der größere verprügelt den kleineren, zieht ihn dann doch in einen Güterwaggon. Erschöpft fahren sie los. Als der Zug steht, sieht Vasja in ein Haus, in dem eine Mutter ihren Säugling liebevoll an sich drückt und zu Bett bringt. Die kurze, unspektakuläre Szene löst etwas aus in ihm. Er beugt sich runter zu seinem schlafenden Bruder, küßt ihn wild ab; eine Welle von Liebe, wie er sie nie für den wachen hat, auch, weil Vasja tagsüber dem älteren Freund imponieren will.

Brauchbar ist der Kleine, wenn es ums Betteln geht, speziell gegenüber Marktfrauen kann Petya bestechend charmant sein. Die Reise der drei geht durch Wildnis und überwucherte Bahnschwellen Richtung Westen, zu einer Grenze, hinter der es besser sein soll. Die Grenze ist durch elektrische Zäune gesichert. Darunter hindurch zu klettern, läßt der ältere Junge die beiden vorher mittels gespannter Schnüren im Wald üben. Köstlich die Szene, in der er über die Elektrizität der Schnur doziert und der kleine Petya diese immer wieder berührt: »Blödsinn, das ist eine Schnur!« Durch solche Kleinigkeiten ist sein Blickwinkel unglaublich gut getroffen, aus ihm ist der ganze Film gedreht, der für ein Jahrhundert des Kindes stehen könnte, für das, was der große Pädagoge Janusz Korczak einst in Polen realisierte, ein Niederknien vor den ungeheuren Fähigkeiten von Kindern, vor ihrer noch frischen, ungebrochenen und kaum je zu brechenden Kraft, an die Hoffnung auf ein besseres Leben zu glauben.

Die Verlorenheit dieser drei Straßenkinder mit ihrem recht strengen Ehrenkodex macht einem Angst. Sie helfen sich durch Lachen, Einfälle, soziale Fähigkeiten, wirken aber auch hart. Nur manchmal bricht die Kindlichkeit auf, etwa als Petya mit dem dreckigen Daumen im Mund daliegt, und seinem Teddy zu essen gibt – die Kunst, solche Szenen nicht kitschig wirken zu lassen, ist hier vollkommen vorhanden. Der Film hat nichts Kindertümelndes. Immer wieder wollen die Älteren den Kleinen zurücklassen, immer wieder rennt Petya hinterher. Erst nachdem sie unter dem elektrischen Grenzzaun durchgekrochen sind, sucht Vasja zum ersten Mal seinen kleinen Bruder. Der ist auf der anderen Seite der Grenze sofort eingeschlafen. Gleich im ersten polnischen Dorf rufen die Kinder: »Wer bist Du? Ne russische Schlampe! Was ist Dein Zeichen? Ne leere Wampe!« Dann sagt der älteste: »Irgendwann kommen wir wieder zurück« »Wirklich? Wie denn?« »Wir kommen als Könige zurück.«

»Morgen wird alles besser«, Regie: Dorota Kedzierzawska, Polen/Japan 2010, 118 min, 20.2.

»Bad o Meh« (Wind und Nebel), Regie: Mohammad Ali Talebi, Iran 2011, 74 min, 18., 20.2.

»El Chico que Miente«, Regie: Marité Ugás, Venezuela/Peru 2011, 99 min, 20.2.